Die
deutsche Politik König Heinrich I.

Festrede

vorgetragen in der

königlichen Akademie der Wissenschaften

zu München

am 28. November 1857

zur

Feier des Geburtsfestes Sr. Maj. des Königs

von

Franz Löher

Doktor beider Rechte, k. Univ.-Professor und ordentlichem Mitgliede der k. Akademie.

München, 1857.

Verlag der k. Akademie.

J. G. Weiß, Universitätsbuchdrucker.

10336351

Das deutsche Volk hat mehrmal Zeiten gehabt, wo seine Stämme und Glieder mit einander im wilden Kampfe lagen und fremde Politik und fremde Heere verwüstend und zerfleischend bis in's Innere drangen. Solche Zeiten der Verwirrung, der Noth und Schmach kamen jedesmal in unserer Geschichte, wenn eine bedeutende Reichs- und Kulturperiode endigte: dann hatte ein neuer großer Gedanke das Staats- und Volksleben umbildend durchdrungen, der im Uebermaß seiner Forderungen zuletzt den Bürgerkrieg hervorrief. Niemals aber waren die öffentlichen Zustände so verzweifelt, das Reichs- und Staatsrecht so zertrümmert, fremde Völker im Herzen Deutschlands so thätig in übermüthiger Zerstörung, als am Ende der Karolinger-Zeit. Tiefer noch als in den letzten Zeiten des dreißigjährigen Krieges war damals die mörderische Art in die Lebenswurzeln unsers Volkes eingedrungen. Der Mann, der mit unsäglicher Arbeit und Geduld sie wieder herausbrachte, der frische Kraft und Gesundheit in die Volksglieder goß, der Neubegründer Deutschlands war Heinrich I.

Wohl mag es sich geziemen, am Geburtsfeste des Königs, der wie ein rechter Hort und Segen für deutsche Kultur und Wissenschaft waltet, zurückzublicken auf den Fürsten, dessen Genie und Charaktergröße einst in schlimmster Zeit eine feste Stätte gründete für die nationale Kultur. Nur in schwa-

chen flüchtigen Umrissen vermag ich hier ein Bild seiner politischen Thätigkeit zu entwerfen: sie ganz und würdig zu zeichnen, bedürfte es solcher Meisterschaft in der staatsmännischen und historischen Kunst, wie sie öfter aus den Reihen dieser Akademie hervorstrahlte. —

Wir versetzen uns in jene Zeit, wo das karolingische Reich aus romanischem und germanischem Staatswesen aufgebaut war. Der romanische Staatsgedanke, einmal festgewurzelt, drängte seiner Natur nach, jede germanische Selbstständigkeit niederzubrechen. Beide Prinzipien waren nur erst roh zusammengefügt und traten gleich nach Karl dem Großen mit einander in erbitterten Kampf. Weil nach romanischer Anschauung der Staat alles ausfüllen will, so wird auch jede Leistung vom Staate gefordert, — es zertheilt sich das Volk in Klassen, deren jede sich der öffentlichen Gewalt zu bemeistern sucht, um sie für ihren Sondervortheil auszubeuten. So stritten damals der Clerus und die weltlichen Königsvasallen um den Staat, der ihren Güterbesitz vermehren sollte; dem Volke aber stand eine Mauer von erblich gewordenen Beamten gegenüber, welche die Gemeinfreien zu ihren hörigen Leuten herabdrückten. Auf der andern Seite empörte sich der germanische Unabhängigkeitssinn gegen den uniformen Zwang der Staatsordnung. Jeder Stamm drängte seinen mächtigsten und adligsten Mann an seine Spitze als seinen Herzog und Bannerführer; selbstherrisch warf sich eine Menge von Grafen und Burgherren auf, welche ihre Benefizien und Aemter in Familienbesitz verwandelten. All diese Gegensätze, all diese wider einander kämpfenden Mächte sollten die Karolinger bewältigen, Prinzen, die sich selbst und ihr eigenes Haus nicht beherrschen konnten. Die Nachkommen des großen Karl krankten an der Kaiseridee, es erfüllten sie die erhabensten Vorstellungen von der Welthoheit ihres Hauses und es fehlte ihnen außer der Kühnheit fast jede Mannestugend.

So zerging die Krone Karl's des Großen, welche über den herrlichsten Ländern der Erde geleuchtet hatte, in zahlreiche funkelnde Splitter, und Zwie-

tracht Unheil und Zerrüttung war aller Orten. Die Herzoge lachten des Königs, und ihre Völker standen ihnen bei, die Grafen und Herren tummelten sich in endlosen Fehden, Bischöfe wurden geblendet und erschlagen, und die Kirchengüter ebenso raffinirt als gründlich ausgeplündert. Vom Osten und Norden aber wälzten sich unheilvolle Wolken heran. Die erste Völkerwanderung war längst zum Stehen gekommen, jetzt schien eine zweite unter all den Slaven Ungarn und Nordmannen zu gähren, furchtbar wie die erste, aber nur in Zerstörung. Es macht einen unheimlichen Eindruck, wenn zum Beispiel der Corveyer Annalist zum Jahre 907 nur die kurzen schrecklichen Worte notirt: Bajoariorum gens ab Ungariis pene deleta est. Und solche Noth kam fast alljährlich bald über diesen bald über jenen Stamm. Doch den eingewurzelten Hang, sich eigenwillig zu geberden, aufzubrausen wo man sich dem Gesammtwillen unterwerfen sollte, dieses Nationalübel rottete kein Unglück aus. Ein Stamm nach dem andern litt und blutete, aber freiwillig einigten sie sich doch nicht.

Nur ein mächtiger Stand wollte entschieden ein geschlossenes Reich. Es war der Stand, welchen höhere Bildung und ein erhabeneres Interesse über die Befangenheit in Stammesfeindschaft emporhob, — der Clerus. Nur durch eine starke Königsgewalt konnte er für die Kirche freie Bewegung gewinnen. Allein, — das Ideal der deutschen Prälaten war eben nur die karolingische Staatsordnung, möglichst nachgeahmt der kirchlichen Hierarchie, und diese Staatsordnung duldete nur eine wohlgegliederte Kette von höheren und niederen Beamten, keine Volksherzoge, keine Autonomie der Stämme.

Dies machtvolle Königthum herzustellen, wurde hauptsächlich von den Häuptern des Clerus der Frankenherzog Konrad auf den Thron erhoben. Und er widmete sich seiner Aufgabe mit der Begeisterung und dem Heldenmuth eines Idealisten; denn ein solcher war König Konrad I. im edelsten deutschen Sinne des Wortes. Aber diesem Idealisten trat in Heinrich dem jungen Sachsenherzoge ein so klarer fester Realist entgegen, als sich jemals

einer mit klugem und männlichem Thun unserer Geschichte eingeprägt hat, ein Mann, der, nach Dietmar's Worten, es verstand, die Seinigen weise zu behandeln, daß sie ihn liebten wie ihren Freund und ihn ehrten wie ihren Herrn, seine Feinde aber schlau und mannhaft in den Grund zu bringen.

An dem geharnischten Widerstande Heinrich's und seiner Sachsen brach sich Konrad's Kraft, leidenschaftlich kämpfte er noch vier Jahre mit den andern Herzogen, da starb er an seinen Wunden. Sein Ideal lag zertrümmert, das Reich klaffte auf allen Seiten gräuelhaft aus einander, Konrad's eigenes Haus war dem Untergange nahe. Einen großen Gewinn brachte dennoch sein heißes Ringen. Es gab in den deutschen Ländern keine Burg und kein Kloster mehr, in welchem nicht heftig die Rechte des Königs für und wider erörtert wurden. Durch seine stürmischen Angriffe auf die Herzoge hatte Konrad die Geister aufgestört, und in dem gährenden Durcheinander drang die Idee einer einigenden und rettenden Königsgewalt in die Herzen der Völker ein. Dieser Gedanke hatte schon gesiegt, als nur erst die Frage keimte: kann denn nicht der sächsische oder bayerische Herzog König werden? Denn bisher war die Reichskrone nur fränkisch gewesen: von dem Kernlande Franken waren die Eroberungen ausgegangen, welche die übrigen Stämme zu einem Reiche zusammen fügten. Jetzt dagegen kam es darauf an, wer die einen mit den andern rettete, — einerlei wessen Stammes Fürst er war. Die wetterwendischen Lothringer aber waren abgefallen, die Macht der Schwaben zertheilt, das Vermögen der Franken in den letzten Kämpfen aufgerieben. Nur die beiden Stämme, welche die Ostmarken zu schützen hatten, bildeten mit ihrem ganzen Gebiete ein einziges Herzogthum, gefestigt unter einem seit lange angestammten Fürstenhause. Kein anderer Stamm hatte auch so tüchtige Fürsten, so klug und fest im Rathe und im Felde, als der bayerische Arnulf und der sächsische Heinrich. Allein der erstere war dem Clerus, dessen Güterreichthum er arg vermindert hatte, gar zu verhaßt, und ehe er sich Konrad unterwarf, war er lieber in's Elend gegangen zu den Ungarn. In Sachsen strömte noch am meisten frisch und unversehrt die

germaniſche Kraft, vollgeeinigt unter einem ſiegreichen Fürſten, der in der letzten Zeit treu zum Könige gehalten hatte. Konrad, als er zum Tode darniederlag, überſchaute mit dem Hellſeherblicke des Sterbenden die Lage des Reiches, Heinrich hatte ihn im Felde, er hatte ihn auch in ſeinem inneren Gedanken beſiegt. Konrad rief ſeinen Bruder und die fränkiſchen Großen und ſprach zu ihnen: „Geht hin zu Heinrich und bringt ihm die Reichskrone, — er wird ein wahrer König ſein, — ohne ihn geht Ihr alle zu Grunde.“

Eine ernſte Frage war es für Heinrich: Annehmen oder Ablehnen? Nie wurde einem König eine gewaltigere Aufgabe, er ſelbſt und ſein Haus und ſein Stamm konnten daran verderben. Ein Reich ſollte er übernehmen, auf welches ſich von allen Seiten Feindesmaſſen heranwälzten, und dies Reich war zerriſſen und empört in's Innerſte hinein. Nach innen und nach außen mußte er es erſt wieder erobern. Noch ein anderer, ein peinlicher Gedanke kam ihm. Fehlte denn nicht ſeiner Gewalt die innere weihende Kraft des Rechtes? Noch lebte ja ein Karolinger in Weſtfranken, und Heinrich ſelbſt hatte einſt, als er Hülfe gegen König Konrad brauchte, des Karolingers Erbrecht dieſſeits des Rheines verkündigt. Schwer drückte ihn jetzt dieſe Schuld. Mußten ihm nicht die Herzoge ſagen: „Was haſt denn du, der du ein Sachſe und kein Nachkomme Karl's biſt, für Rechte an unſerm Lande? Haben dich die Franken zum Könige gemacht, ſo biſt du deßhalb noch nicht unſer Herr!“ — Der Sachſenherzog wußte all die Gefahren, lange überlegte er: aber mit jenem natürlichen Scharfblicke, durch welchen er ſchon in ſeiner Jugend alterfahrene Männer in Staunen ſetzte, erkannte er auch, was geſchehen konnte und was mußte. Nicht das Erbe der Karolinger wollte er antreten, nicht durch bloße Waffengewalt die Königsrechte erobern, — eine neue Schöpfung auf andern Fundamenten ſtand vor ſeinem Geiſte, ein Reich gegründet auf die gleichartige Nationalität der deutſchen Völker, auf ihre gemeinſamen Vortheile und Intereſſen, daher auf Ueberzeugung und freie Wahl. Im Vertrauen auf Gott, der ihm dies große Werk auftrug, nahm er hochherzig und voll ruhigen Muthes die Krone an. Sofort aber

trat er auch offen mit der Politik hervor, von welcher allein Heil zu erwarten.

Er zog nach Fritzlar, empfangen von der Liebe und Begeisterung des Volkes. Dort übertrugen der Heerbann und die Vornehmsten der Franken feierlich auf den Sachsenherzog das Königsamt. Heinrich war tief bewegt und verhieß ihnen ein treuer König zu sein. Als aber der Erzbischof von Mainz vortrat, ihm mit Salbung und Diadem die Königsweihe zu ertheilen, da erklärte der Volkserwählte: „Nicht verachte ich die kirchliche Weihe, möge sie einem Würdigeren aufgehoben sein, — mir ist es genug, daß ich als der erste Sachse durch die Gnade Gottes und die Liebe des Volkes zum König erwählt bin.“ Da horchte das Volk auf, und plötzlich hoben alle die Rechte zum Himmel und unermeßlich war der Jubelruf: „Heil dem Könige Heinrich!“

Was war es, was damals zu Fritzlar wie eine plötzliche Erleuchtung alle durchdrang? — Im entscheidenden Augenblick entsagte der deutsche König dem romanischen Königthum.

Als nämlich auch in vordem römischen Landen die Herrschaft der Imperatoren auf die Merowinger überging, hatten sie deren Diadem und Majestät angenommen, unter den Karolingern war die Salbung, der byzantinische Pomp der Krönungsfeier und zuletzt der förmliche allgemeine Unterthaneneid hinzugekommen. Heinrich, der ja nicht mehr über Romanen herrschte, wies die fremdartigen Königsehren zurück, — in seinen Worten liegt weder Spott noch geheimer Rückhalt, aber die offene Erklärung: er wolle ein König sein nur nach alter germanischer Weise. Auf der Stelle verstanden das die Heermänner und sogleich brachten sie ihm mit Zuruf und Handaufheben die Huldigung nach nationaler Sitte.

So durchbrach Heinrich, gleich allen großen Männern, mit einem Schritte das bloß Scheinende und Unwesenhafte, das die Gemüther der Menschen

befangen hielt, und stellte sich wieder auf den festen Boden des Wahrhaften und Wirklichen. Dieser Boden war die Autonomie der deutschen Völker, er war das Amt eines germanischen Reichshauptes, der sie vereinigte als oberster Heerkönig und als oberster Gerichtskönig. Nur wenn Heinrich sich darauf beschränkte, konnte erreicht werden, was das Nächste und Dringendste: ein festes deutsches Staatswesen, das ringsum losgelöst vom karolingischen sich fühlte und selbst bestimmte als eigenes nationales Reich.

Denn hier lag der tiefste, der zündende Gedanke seiner Politik. Staatsrechtlich gab es ja noch kein Deutschland. Man kannte nur zweierlei, — entweder Sachsen, Bayern, Franken, Schwaben, Lothringer, jeder Stamm ein Reich für sich, oder ein karolingisches Weltreich, nachgebildet den überlieferten Ideen des römischen Imperiums, nachgebildet der Kirche, welche alle Völker umspannte, — dort das lebhafteste Stammes-Gefühl, hier die vollständigste Nichtachtung aller Nationalitäten. In unsern Zeiten, wo die deutschen Stämme als ein Volk eine jahrtausendalte Geschichte haben, müssen wir unsere Phantasie zwingen, um uns deutlich vorzustellen, was es hieß, in der damaligen Welt, wo noch kein Mensch von einem deutschen Lande, einem deutschen Volke sprach, den Gedanken eines Reiches entschieden durchzuführen, das die gleichartige Nationalität der deutschen Stämme umschließen sollte.

Allerdings mußte Heinrich jetzt brechen mit der Politik seines mächtigsten und treuesten Alliirten, des Clerus: auf die Herzoge mußte er sich stützen, und diese standen ihm feindlich gerüstet gegenüber. Konnte aber ein klarer besonnener Mann anders handeln? Die karolingische Politik des Clerus stellte ihm imperatorische Gewalt und Würde, stellte ihm die Oberherrschaft über die christliche Welt in Aussicht, — aber auch endlose Kämpfe, deren Ausgang im unglücklichen Falle unheilbare Auflösung des Reiches, bei glücklichen Erfolgen ein Unrecht war, welches der angebornen selbstständigen Natur der deutschen Stämme angethan wurde. Gewiß, im selben Augenblicke wo der

König mit den Herzogen als anerkannten Mächten unterhandelte, wurde der Gehalt seiner Krone flüssig und zweifelhaft; denn sie alle erstrebten königliche Unabhängigkeit: — jedoch im selben Augenblicke trat wenigstens die Möglichkeit ein, ohne Bürgerkriege die deutschen Völker zu einem Ganzen zu verknüpfen. Mit Konrad hatten die Herzoge auf Tod und Leben gekämpft, er hatte sie auf's Schaffot und in's Elend geschickt und ihre Völker dennoch seinem Willen nicht gebeugt. Mit Heinrich verständigten sie sich, sobald er in ihren Landen erschien; als letzte Waffe hatte er freilich ein tüchtiges Heer hinter sich. Der Clerus zwar nannte den König, der durch keine Salbung in den Kreis der Geweihten eingetreten war, das Schwert ohne Griff, ensis sine capulo, — allein Heinrich wußte recht fest das Königsschwert zu fassen, und die Geistlichkeit hatte bald Ursache, ihn als einen ächt religiösen König und als wahrhaften advocatus ecclesiae zu verehren. Im Volke ging später eine Sage: König Heinrich habe sich die Krone auf einer Stange vortragen lassen. Es wollte damit sagen: auf's Haupt habe er sie nicht gesetzt, aber besessen habe er die Macht der Krone doch!

Worin bestand denn nun die neue Reichsordnung, welche König Heinrich gründete? — Vergebens sehen wir uns nach ihren Artikeln um, desto zahlreicher begegnen uns Volkssagen. Wie um keinen andern König hat die Sage um Heinrich den Finkler ihr goldenes Netz gewoben; denn nur Thatsachen pflanzten sich fort von seinem wunderbar in's Volk greifenden Wirken, weder Gesetzbücher noch Reden und Briefe über seine politische Kunst; nur Thatsachen und Erfolge. Wenn wir aber die Reihenfolge dieser Thatsachen überdenken, tritt uns aus dem Dunkel jener frühen Zeit eine Politik entgegen so krystallklar, wie der Charakter des Mannes selbst, welchen alle Schriftsteller des Mittelalters mit fast typischer Treue zeichnen. Und wenn wir diese Thatsachen in die Mitte stellen zwischen dem, was bisher anerkanntes Staatsrecht des karolingischen Reiches war, und dem nächstfolgenden deutschen Reichsrecht, so erkennen wir, daß König Heinrich nicht bloß, wie ihn Eichhorn nennt, ein militärisches, sondern ein reiches staatsorganisatori-

sches Genie war, auf welches die halbverborgenen Grundwurzeln des deutschen öffentlichen Rechtes zurücklaufen.

Heinrich's Reichsordnung war einfach und verständlich für jedermann, noch mehr, sie war national und alle fanden ihren Vortheil dabei. Der König forderte und erhielt von jedem Herzoge die förmliche Uebergabe seines Gebietes mit Städten und Burgen, mit Land und Leuten. Darauf aber bestätigte er einem jeden den erblichen Besitz seines Herzogthums, indem er für den König die Rechte des Seniors vorbehielt. In beiden Beziehungen bekam jetzt dasjenige die förmliche königliche Anerkennung, was sich durch die Macht der Sitten und Verhältnisse herangebildet hatte. Die Herzoge waren nicht mehr seine Generale und Minister, sondern die gebornen Führer und Vorsteher ihrer Völker, die rechten Genossen des Königs, der im Reichshofe und auf dem Reichstage ihr Vorsitzer. Das Seniorat, oder wie es später hieß, das Lehnsherrnrecht war freilich, wie so vieles im deutschen Recht, kein streng juristisch abgemessenes Rechtsverhältniß: der Fidelitätseid aber verhinderte jederlei Angriff auf den König und verpflichtete zur Heeres- und Gerichtsfolge. Dagegen stand Heinrich davon ab, in der Herzoge Landen noch andere, als die Fürsten und seine eigenen Ministerialen, sich durch den Treueid zu verbinden, wonach die Karolinger stets trachteten um sich Partei zu machen. Es stand jetzt fest: jeder Stamm regiert sich selbst unter seinem Erbherzog nach eigenem Recht und Herkommen, — der König aber hat die drei Gewalten des obersten Feldherrn, Richters und Schirmherrn dort, wo kein Näherer ist zu Heerbefehl Gericht und Vormundschaft. Standen diese beiden Hauptsätze fest, war damit die deutliche Gränzlinie zwischen der karolingischen und deutschen Reichsverfassung gezogen: so floß daraus unmittelbar die Gewährleistung des Individualitätsprinzips auf der einen, des Reichsprinzips auf der andern Seite in all den reichen Gliederungen und Genossenschaften, in welchen sich im Mittelalter das öffentliche Leben bethätigte. Die Entscheidung in den Reichs- wie in den Landes- und Corporationssachen mußte nun in die Versammlung der Nächstbetheiligten

fallen, nirgends mehr konnte der König imperatorisch eingreifen: jedes Recht aber und jeder Stand hatte in ihm seinen letzten Anker und jeder legitime Beschluß seinen Hort und Wächter. Das drückte das Mittelalter aus, wenn es den König den defensor und den debitor pacis et justitiae nannte.

Die deutschen Stämme nahmen jeder einzeln König Heinrich's Reichsordnung an. Schwieriger war es, die so lange feindseligen so zu verknüpfen, daß sie wie ein wohlgefügtes Reich zusammenwirkten. Heinrich mußte hierin erst wieder eine Gewohnheit, ein Herkommen schaffen, und dazu brauchte es Zeit und Vorsicht. Er umschlang sie mit feinen Fäden, welche ganz in der Stille zu stählernen Klammern wurden. Nicht so leer war der Beiname des Finklers, den ihm die Nachwelt gab, es war ihr das Andenken an das planvolle Wirken dieses Königs geblieben, mit welchem er die Finken, die er wollte, sicher in sein Netz bekam. Wir verweilen insbesondere bei drei Zügen seiner innern Politik, der Stellung der Fürsten unter einander, der verschiedenen Gruppirung der Herzogthümer um das Reichshaupt, und dem Gebrauche, den der König von seinen Hoheitsrechten machte. Die Beweise freilich für alles dieses aus den Quellenschriften und Urkunden können an dieser Stelle nur der schriftlichen Ausführung vorbehalten werden*).

Das karolingische Reich war zusammenerobert, dieser Ursprung hatte sich in seinem Staatsrechte wie in den Trennungsgelüsten der Stämme erhalten. König Heinrich wollte auf die freie Erkenntniß des Guten und Heilsamen, nicht auf die Bande der Personalunion, sondern des allgemeinen Reichsrechtes sein Gebäude gründen. Standen also bisher nur die Sachsen den Franken staatsrechtlich gleich, so stellte Heinrich auch die übrigen Stämme

---

*) „König Konrad I. und Herzog Heinrich von Sachsen, ein Beitrag zur deutschen Reichsgeschichte", sodann „Abhandlungen zur Geschichte König Heinrich I.", — in nächst folgenden Denkschriften der k. Akademie der Wissenschaften.

mit diesen auf gleichen Boden. Auf allen fünf Stämmen als auf gleichwerthen Gliedern ruhte das Reich. Diese gleichen Rechte und Ehren äußerten sich wie auf den Reichs- und Hoftagen, so am stärksten in der Königswahl. Konrad und Heinrich waren nur von Franken und Sachsen gewählt, diese beiden Stämme stellten den König auf, welchen die andern anerkennen sollten: die Wahl Otto's wie seine Krönung vollziehen dagegen alle deutschen Stämme gleichmäßig. — Und welche bedeutungsvolle Krönungsfeier zu Aachen, fünf Wochen nach dem Tode Heinrich's! Woher auf einmal alle diese so charakteristischen Einzelheiten? Die Herzoge traten gewiß nicht auf plötzliche Verabredung zu dem Symbol der Erzämter zusammen, das so wirkungsvoll und allverständlich. Erkennen wir nicht auch hierin den klugen Vorbedacht König Heinrich's, der für seinen Nachfolger eine viel herrlichere und gewaltigere Stellung bereitet hatte, als er selbst antrat? — Unter den früheren Königen waren die Minister des Hauses zugleich Reichsminister gewesen, Heinrich gab ihre Aemter an Landesherzoge, selbst das Erzkanzleramt kam an die vornehmsten geistlichen Fürsten. Gleichmäßig sollten die Reichsfürsten mit dem Könige stehende Häupter in der Reichsregierung sein. Allerdings schwankte jetzt, das war die nothwendige Zugabe, die Krone auf dem Wahlrecht der Fürsten: jedoch die unendlich wichtigere Folge war, daß von einer Theilung des Reiches unter die Königserben nicht mehr die Rede sein konnte.

Gleichwohl durfte Heinrich nicht alle Stämme auf gleichem Fuße behandeln. Meisterhaft ist in dieser Beziehung seine Politik. Nur durch eine Reihe von Verträgen konnte er die Herzogthümer als ebenso viele kleine Reiche, näher oder entfernter, um das Reichshaupt gruppiren. Weiter konnte er noch nicht vorschreiten. Auch achtete er die reiche Mannigfaltigkeit deutschen Lebens im Großen wie im Kleinen zu sehr, um ihr nicht gerecht zu werden. Seine Hauptmacht gründete der König auf sein eigenes Land, Sachsen und Thüringen, hier blieb er Landesherzog und mit seinem Hause dem Volke durch alte Bande in Lieb und Leid verbunden. In Sachsen,

wo er aller Mittel kundig und sicher war, erwartete er den Anprall der Ungarn, dort machte er seine großen kulturgeschichtlichen Reformen. Die Franken aber hielt er durch Vertrauen und gute Dienste sich herzlich befreundet, damit die verbündete Macht der Sachsen und Franken stets auf dem Anstande blieb, das Reich zu bewachen und zu bewahren. Die fränkischen Herrschererinnerungen ehrte er durch das Grundgesetz, der König müsse in Sachen, die seine Person und sein Amt als König angehen, mit der Thronbesteigung fränkisches Recht annehmen. Aus dem ihm eng verbündeten Fürstenhause der Franken brachte er einen Zweig in das Pfalzgrafenthum von Lothringen, einen andern in das Herzogthum Schwaben, und kettete dadurch diese Länder um so mehr an sich. Den ehrgeizigen Lothringern, die sich so gern selbstherrlich geberdeten, ließ er die Ehren eines besondern königlichen Reiches. Von keinem Stamme forderte er Opfer und Anstrengungen, als wo es unmittelbar dessen eigenes Beste erheischte. Wiederholt eilte er von den östlichen bis an die westlichen Gränzen des Reiches, niemals aber erschien er ohne Noth in den Gebieten der Herzoge, um keine Eifersucht aufzustören. Er ließ die Herzoge von Schwaben und Bayern sogar ihre Stärke erproben in Kriegen und Bündnissen mit ihren nichtdeutschen Nachbaren, nur sorgte er, daß es nicht zum Schaden des Reiches geschehe. Am vorsichtigsten mußte Heinrich gegen Bayern auftreten. Hier hatte das Stammesgefühl am meisten Stolz und Schärfe. Die Bayern traten neben den Sachsen am mächtigsten und geschlossensten hervor, unter Kaiser Arnulf war ihr Land das Hauptland gewesen, und ihr Herzog war ein so tüchtiger Fürst, daß ihn nicht bloß sein eigener Stamm zum Könige wünschte. Diesen Mann gewann sich Heinrich ebenso durch die maßvolle Gerechtigkeit dessen, was er forderte, als durch das Imponirende seines eigenen Charakters. Herzog Arnulf von Bayern wurde öffentlich als der Freund des Königs geehrt, und dieser begnügte sich, daß der Herzog Heeres- und Gerichtsfolge leistete. Er ließ ihn dagegen im Besitze des Kärnthner Markenlandes bis zur Drau und er bewilligte sogar, daß für Arnulf's Lebenszeit, Bayern aus dem allgemeinen deutschen Kirchenverbande losgelöst, auch in kirchlicher Beziehung lediglich

unter seinen Herzog gestellt wurde. So blieb der bayerische Fürst stets Herr über alle Kräfte seines Landes, was auch um so räthlicher, da Bayern dem Stoße der Ungarn immer zuerst ausgesetzt war.

Wo aber, bei so großer Freiheit der Herzogthümer, blieben die Mittel, blieb die Hoffnung, daß Deutschland zu einem Ganzen zusammenwachse? Mußte Heinrich nicht vorhersehen, daß den Zügeln des Reiches, wenn sie in minder kräftige Hände kamen, ein Theil nach dem andern wieder entschlüpfe? Die Gefahr war groß, — der weise König wirkte ihr durch Mittel entgegen, welche unscheinbar, aber unausbleiblich den Reichsverband in die deutschen Lande und Völker einsenkten.

Das erste Mittel war die entschiedene Ausübung seines Hoheitsrechtes, die Herzoge in ihrem Amte zu bestätigen, — im Grunde nur ein Recht von idealer Bedeutung, geschickt benutzt gleichwohl eine Quelle der Machthoheit des Reichshauptes. Die Fürsten vererbten zwar ihr Herzogthum wie ein Familiengut, der König aber erschien als der Hort und Verkündiger des rechten Erbfolgers.

Sodann gewöhnte er die Herzoge durch wiederholte Reichstage, welche unter seinen nächsten Vorgängern selten geworden, an eine geordnete und gemeinsame Behandlung der Angelegenheiten des Reiches und an den Vorsitz des Reichshauptes.

Auf die Völker aber machte nichts stärkeren Eindruck, als die energische Handhabung des Landfriedens. Auf Heinrich's Drängen oder eigenes Eingreifen wurden überall die Raubburgen niedergebrochen, die verderblichen Fehden gebändigt, die regelmäßigen Gerichtsversammlungen gefördert. Dadurch wurde die königliche Gewalt überall im Reiche sichtbar als die starke und wohlthätige Macht, welche Recht und Frieden schirmte.

Sorgfältig bewahrte Heinrich sodann den Grundbesitz der Krone, die reichen Domainen, welche die Karolinger in ganz Deutschland zerstreut besaßen. Kam also der König in eines Herzogs Land, so war er nicht bloß Gast auf fremdem, sondern Herr auf seinem Eigenthum und fand an den darauf angesiedelten Ministerialen seine eigenen Dienstleute vor. Im selben Grade, als später die Reichsgüter abhanden kamen, verlor auch der König an Ansehen im Reiche.

Eine vortreffliche Einrichtung waren auch die Pfalzgrafenämter. Gleichwie der König am Hofe in seinem Pfalzgrafen seinen Stellvertreter im Gerichte hatte, so ordnete er überall in den Herzogthümern Pfalzgrafen an, indem er dafür die bisherige Verwaltung der Reichsgüter zur Grundlage nahm. Denn sobald die Herzoge einmal in ihrem eigenen Recht und Gebiete für immer anerkannt waren, lag es nahe, daß der König selbst dort eine stehende Behörde einsetzte, die Reichsgüter zu verwalten und über des Königs und Reiches Dienstmannen den Vorsitz zu führen. Der Pfalzgraf nahm dann auch Klagen an, wenn Bischöfe und Aebte oder freie Landsassen sich durch den Herzog beschwert fühlten. So hatte der König in den Pfalzgrafen beständige Wächter seines Rechtes im Reiche vertheilt, und Heinrich war so klug und gemäßigt, jedem Herzoge für's erste nur einen Verwandten und im Lande selbst Begüterten zur Seite zu setzen.

Das wichtigste Mittel aber, Deutschland zusammen zu halten, war der Kirchenverband. Die Kirche erhob sich über den deutschen Völkern als die große geschlossene Institution, welche sie alle gleichmäßig unter dem Könige, dem Schirmherrn der Kirche, vereinigte. Der König setzte die Bischöfe und Aebte ein, hielt mit ihnen Synoden zur Ausführung der Kirchenzucht, erhob von ihren Besitzungen ansehnliche Steuern, und übte das Schutz- und Aufsichtsrecht über die Bildungsanstalten wie über die Güter der Kirche. Dadurch erhielt der König eine überall im Reiche stets gegenwärtige Macht, welche um so eindringlicher wirkte, als sich mit ihr nicht nur der große Ein-

fluß und Güterbesitz der Geistlichkeit, sondern auch alles verband, was dem Menschen die Religion heilig macht und die Bildung werthvoll. Die Kirche umschloß damals den besten Theil der großen Machtmittel, welche in der höhern Bildung liegen. In ihren Dom- und Klosterschulen sammelte sich die junge geistige Blüthe des Landes, und die zahlreichen Missionäre unter den Slaven und nordischen Germanen wirkten als eben so viele Vorboten der deutschen Eroberung. Der Neubegründer des deutschen Reiches achtete auf nichts sorgfältiger, als auf sein Hoheitsrecht über die Kirche. Er zog auf seinen Synoden feste Gränzen zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt, kassirte Bischofswahlen, die er nicht billigte, räumte dem Clerus nirgends eine herrschende Stellung in den Regierungsgeschäften ein, aber — er sicherte der Kirche ihr eigenes freies Gebiet und stattete sie aus mit Gütern und Freiheiten und der vollen Gewalt, ihre erhabene Mission zu vollziehen. Heinrich ging sogar noch einen Schritt weiter, als die damals schon gebräuchliche Befreiung der Kirchen und Klöster von der Heeres- und Gerichtsgewalt der Grafen. In der Verleihung der Grafenrechte über die Stadt Toul an den dortigen Bischof stellte er, freilich nur im fernen und schwankenden Lothringen, ein Beispiel auf, welches maßgebend wurde für seine Nachfolger und stärker als irgend etwas anderes die Macht der Herzoge untergrub. —

Das Deutschland also, welches Heinrich gründete, war kein lockerer Staatenbund, kein fabelhaftes angelsächsisches Bretwaldathum, sondern ein Bundesstaat mit einem monarchischen Haupte und einer Verfassung, deren Rechte in den einzelnen Gliedern wohl befestigt waren. Das nächste Resultat dieser inneren Politik, welche Großes erreichte, weil sie auf Größeres verzichtete, war ein wunderbares. Die Blätter der Chroniken jener Zeit sind getränkt mit blutigen Gewaltthaten und Bürgerkriegen, für die Regierungsjahre Heinrichs sind sie rein davon. Schon den nächsten Nachkommen imponirte die tiefe Ruhe dieses innern Friedens, nicht genug können sie das Glück dieses himmlischen Geschenkes erheben. Das Reich war, wie der Biograph seines großen Sohnes Bruno, der vortreffliche Ruotger, sich ausdrückt:

begründet und beruhigt bis zum letzten Dorfe, imperium fundatum et ad unguem pacatum.

Doch nicht die Reichsgründung, noch Größeres knüpfte das Volksgedächtniß an Heinrich des Finklers Namen, — eine soziale Umgestaltung. Stadtrecht und Ritterschaft sollten von ihm den Ursprung haben. In der That, Heinrich's kulturgeschichtliche Reformen nehmen einen Hauptplatz ein in seiner Politik. Den ersten Anstoß dazu gab das immer wiederkehrende Anstürmen der Barbaren. Diese Slaven und Ungarn, welche damals der Osten über Deutschland ausschüttete, waren nur furchtbar durch die rohe Massenwucht, nicht durch Kriegskunst und geistige Kraft und Ausdauer. Wie ein heranstürzender Wogenschwall schleiften sie Menschen und Saaten, Häuser und Städte vom Boden fort. Mit Völkern dieser Art können es auch kleinere aufnehmen, wenn ihr Widerstand festungsartig durchdacht und geschlossen ist. Heinrich setzte den Völkern des Ostens diese Festungen entgegen, stehende und bewegliche Festungen, die einen umwallte Städte, die andern geharnischte Reiterheere. Er war nicht der Schöpfer des Städte- und Ritterwesens, — kein Mann ist Schöpfer großer sozialer Umwandlungen. Aber große Männer haben das eigene feine Gehör, daß sie die kommende Kulturströmung in den Volkstiefen rauschen hören, und sofort entschlossen helfen und schaffen sie, daß zu einer geordneten und wohlthätigen Einrichtung sich erhebe, was sich selbst überlassen erst langsam und stoßweise aus Verworrenheit und Zerstörung sich hervor gearbeitet hätte.

So war damals die Zertheilung von Land und Volk unter Dienst- und Lehensherren bereits überall im Gange. Die unausbleibliche Folge war, daß nirgends mehr Heerbannsmassen gleichmäßig bewaffnet und gleichmäßig geübt in's Feld zu stellen, das Uebergewicht mußte immer mehr den herrschaftlichen Reiterhaufen zufallen. Heinrich erkannte, daß der alte Heerbann verloren sei, er nahm mit was noch davon zu brauchen war, jedoch seine ganze militärische Kraft und Kunst richtete er darauf, Reisige zu bewaffnen und rastlos

sie in geschlossenen Haufen zu üben. Allen voran thaten es hierin seine Ministerialen und Lehnsleute, der König spornte aber wo und wie er konnte auch die freien Herbannsmänner zu gleichen Rüstungen und Uebungen an, und bald zeigte er ihnen durch glänzende Erfolge den Werth der neuen Kriegskunst. Jetzt verwandelte sich die Gewohnheit zu Fuß zu dienen, bei allen Vermöglicheren in den Ehrgeiz und die Sitte, aufzureiten gewaffnet mit einem oder zwei Knechten hinter sich.

Aehnlich verhält es sich mit dem Ruhme Heinrich's als Städtegründer. Mit der Zersetzung der Volksstämme und großen Landgemeinden durch das Dienst- und Lehnssystem, mit der Erbauung von Kirchen und Klöstern, mit der Zunahme von Handelsverkehr und Bildung mehrten und bevölkerten sich die Herrensitze, und in ihrem Schutze keimte städtisches Leben auf. Die so häufig wiederkehrende Ungarnnoth, die Fehden, welche sich im selben Grade steigerten als die Herren mit reisigen Gefolgen sich mehrten, und vorzüglich die Bedrückungen, welche die erblich werdenden Grafen sich gegen die freien Hofbesitzer erlaubten, — das waren die Ursachen, welche schon damals Mengen von freien Leuten in die Städte trieben und zugleich bewirkten, daß diese von Zeit zu Zeit ihre Befestigungen verstärkten. Das geschah damals überall in Deutschland, am wenigsten noch in Sachsen. König Heinrich griff hauptsächlich hier, aber auch nach allen Seiten hin belebend ein. Städte bauen konnte er nur auf seinen eigenen und des Reiches Pfalzen, sowie in den eroberten slavischen Ländern; ständige Besatzungen konnte er ihnen nur zuweisen aus seinen eigenen Dienstleuten; auch nur diesen hatte er zu befehlen, ihre Gerichtstage und Jahresfeste in den Städten zu halten: sein Beispiel aber, sein Rath und Antrieb, seine Boten und Briefe gingen anfeuernd durch ganz Deutschland und förderten allwärts die gleiche Bewegung. Was bis dahin stückweise sich hier und da ansetzte, das geschah jetzt planmäßig, rascher und tüchtiger. Wenn daher die alten Chroniken nicht nur die städtischen Geschlechter und Freiheiten, sondern selbst eine so altgermanische Einrichtung wie das Heergewedde auf Heinrich den Finkler zurück leiten, so beweist das nur, wie tief sein

schöpferisches Walten sich gleich einem Granitblock in das Gedächtniß des Volkes einsenkte.

Die westfälischen Freischöffen sagten: sie hätten ihr Gerichtsschwert von Karl dem Großen, und die Herolde auf den Ritterspielen erzählten: König Heinrich sei der erste Turnierkönig gewesen. Beides war historisch unrichtig und hatte doch eine tiefe Bedeutung. Denn gleichwie Karl der Große sich mit vollem Rechte vor den Augen des Volkes immerdar erhob als der große Schöpfer der deutschen Staats- und Rechtsordnung, so König Heinrich als der Gründer der sozialen Einrichtungen des Ritter- und Städtewesens. —

Das also hielt das Volk im Mittelalter für seine größte That, — der ruhig betrachtende Geschichtsforscher erkennt Heinrich's schwerstes und tüchtigstes Werk in der politischen Neubegründung Deutschlands, — seine Zeitgenossen aber priesen ihn am höchsten als den glänzenden Besieger der Raubhorden, welche Europa von Norden und Osten bedrängten. Wir wenden uns damit zu seiner äußeren Politik, deren Erfolge rascher und mächtiger in's Licht traten, als die Ergebnisse des Strebens im Innern. Während er hier mit glücklichem Geschick an die Wurzeln und Keime des nationalen Staats- und Rechtswesens anknüpft, nirgendwo der natürlichen Entwicklung der Dinge vorgreift, jedoch wie ein ächter Staatsmann ihnen ohne Aufsehen die heilsame Richtung gibt: tritt er nach außen auf als der Held und Retter seines Volkes, als der Lenker der europäischen Geschicke. Auch hier enthüllt uns kein Wort von ihm die Politik, welche er zu verfolgen gedachte, — die Thatsachen jedoch stehen da in so blanker schlüssiger Kette, daß nur der Gedanke möglich: ein beharrlicher Wille der genau wußte, wohin und wie weit er gehen wollte, erzeugte und beherrschte diese Thatsachen.

Sobald der König Schwaben und Bayern wieder erworben hatte, wandte er seine Politik unausgesetzt dem Westen zu. Hier waren die Lothringer vom deutschen Reiche abgefallen, der König von Burgund mit Schwaben im Kriege, und hinter beiden stand der westfränkische König Karl, welcher als

der letzte Karolinger Ansprüche auch auf das deutsche Erbe seines Geschlechtes erhob. Bei dem ersten Zusammentreffen mit diesem verlangte Heinrich nur, daß der Karolinger ihn feierlich und förmlich als freien und gleichberechtigten König des ostfränkischen Reichs anerkenne. Dies Resultat war einen Feldzug werth. Erst dadurch gewann Heinrich eine völlig legitime Stellung gegen die deutschen Herzoge wie nach außen. Er vor allen selbst hatte es nöthig, sich auf rechtlichem Wege von dem Karolinger zu scheiden, weil er sich einst mit ihm wider Recht und Pflicht eingelassen hatte.

Sofort aber wandte er nun fünf Jahre lang all seine tiefe Klugheit, all seine rastlose Thätigkeit darauf, Lothringen wieder zu gewinnen. Erst leise dann kräftiger zog er die lothringischen Bischöfe zu sich herüber, ihrer vor allen suchte er sich zu versichern. Welche Stufenleiter zum Beispiel geht von Coblenzer Concil bis zur Einführung Wigfried's in Köln und zur Absetzung des Erwählten von Metz! Dann faßte er immer weiter Fuß als Schiedsrichter der Händel unter den lothringischen Großen, nahm zwischen ihnen und den sich um die Oberherrschaft streitenden Königen stets eine solche Stellung, daß er der Meister blieb, einigte das ganze Land wieder unter einen Herzog, und brachte es, durch Unterhandlungen und Geschenke wie durch wiederholte ernste Waffengewalt, nach fünf Jahren endlich dahin, daß ganz Lothringen ihm wie eine reife Frucht zufiel. Die Lothringer ergaben sich dem deutschen Könige, der sofort Bedacht nahm, ihre Scheidung von Westfranken klar und scharf durchzuführen, wie dies alle Chroniken aus jenen Landen betonen. Das Ansehen des Reiches verstärkte er durch Familienbande, indem er seine kluge Tochter Gerberge mit dem lothringischen Herzoge vermählte. Zu gleicher Zeit stiftete Heinrich zwischen den fürstlichen Häusern von Burgund und Schwaben Frieden und Familienverbindung und willigte ein, daß ein kleiner Theil von Schwaben unter den König von Burgund kam. Dadurch wurde dieses Land dem deutschen Reiche zugewendet, sein König erschien, wenigstens für seinen deutschen Landestheil, als Vasall auf den Reichstagen Heinrich's und verehrte ihm die heilige Lanze.

Warum aber verwandte Heinrich so viele Mühen und Heereszüge auf Lothringen? Warum eilte er so oft von den slavischen Gränzen an den Rhein und die Maas, um dies Land zu behaupten, dessen ewige Händel und Abfallsgelüste seine Kräfte abzogen und dessen Herzog ihm stets ein unfügsamer Schwiegersohn blieb? Warum opferte er der burgundischen Verbindung sogar einen schwäbischen Landestheil? Heinrich hatte ja in den weiten Landen zwischen Rhein und Elbe genug Arbeit, genug Macht. Er sah tiefer. So lange die altberühmten Städte Köln Aachen Trier Metz, so lange noch ein deutsches Dorf fremden Herrschern diente, krankte an dieser Wunde und dieser Schande ganz Deutschland. Noch mehr, verhindern mußte er, daß zwischen Frankreich und Deutschland selbstständige Reiche festwurzelten. Erst fünf Jahrhunderte später ließen das die Deutschen zu, um bald darauf zu erfahren, daß Frankreich durch Erwerb des größten Theils dieses Gebietes stark genug wurde, um gegen Deutschland einen erfolgreichen Kampf zu beginnen.

Wohl aber verzichtete Heinrich auf weitere Eroberungen im früher karolingischen Westen und Süden. Die Ansprüche dazu hätte er am Ende aus seinem Königthum über das fränkische Hauptland herleiten können, als die Karolinger auch im Westen ausstarben. Allein Heinrich erstrebte auch hier nicht mehr, als er behaupten konnte. Er hütete sich, auf die gefährlichen Bahnen auswärtigen Glanzes einzulenken, auf denen der Zusammenhalt seines eigenen Reiches wieder zerfließen konnte. Wohl aber gewöhnte er die Könige und unabhängigen Fürsten in Frankreich und Italien, bei ihren Händeln sein schiedsrichterliches Ansehen anzurufen. Der Schwerpunkt des europäischen Staatensystems ruhte wieder in Deutschland. Auf das glanzvolle Symbol dieses Verhältnisses, auf die Kaiserkrone, verzichtete Heinrich. Für ihn, der nur ein Auge hatte für das Wirkliche und Praktische, war die Kaiserkrone damals nur ein erhabener Schimmer ohne realen Kern. Der tüchtige Arnulf hatte sich im Ringen um die kaiserliche Gewalt abgemüht: Heinrich fehlte zum Glück jener deutsche Idealitätshang, der so viele unserer Könige gleich zu weltumspannenden Plänen fortriß, ehe sie noch im eigenen Lande festen

Boden unter den Füßen hatten. König Heinrich mochte die Kräfte seines Volkes nicht an Italien wagen, wo für ihn kein eigenes Land zu behaupten war. Sein Streben ging viel eher dahin, die deutsche Nationalität von romanischen Einflüssen zu befreien und auf sich selbst zu stellen.

Ein anderes Gebiet wies er den Deutschen zu, ihre Kräfte zu entfalten, die weitgedehnten slavischen Lande. Hier war zu erobern, zu kolonisiren, Land und Volk für das Christenthum für die Kultur für Deutschland. Was im slavischen Osten von höherer Kultur festgewurzelt ist, das war hauptsächlich die langsam reifende Frucht deutschen Geistes und deutscher Arbeit. So oft auch im Mittelalter unter den Slaven im raschen Anschwellen große Reiche entstanden, welche den nationalen Rachekrieg begannen, immer zergingen sie wieder an dem innern Mangel an geistiger Schöpferkraft und Ausdauer. Fragt uns jemand, wo sind eure Kolonien? so können wir antworten: Seht, fast das halbe Deutschland ist es, es ist erobert und deutsch geworden. König Heinrich aber gab einen mächtigen Antrieb dazu. Geordneter, massenhafter zogen unter ihm nach dem Osten hin diese Schaaren von deutschen Schwertwanderern, welche den Pflug hinter sich herzogen. Immer hatte man bisher die slavischen Gränzvölker nur in vorübergehenden Kriegszügen gebeugt. Heinrich eröffnete den ruhelosen Kampf auf der ganzen slavischen Linie. Bei den schwächeren Völkern fing er an, dann ging er auf die stärkeren über, bis er zuletzt gemeinsam mit dem Bayernherzog auch Böhmen bezwang. Ein grimmiger Kampf, — Treffen folgte auf Treffen, Stadt auf Stadt wurde erstürmt, nichts half ein allgemeiner Aufstand der Slaven, die Männer wurden erschlagen, Frauen und Kinder in die Sklaverei verkauft, — man wollte ausrotten. Das that nicht bloß Nationalhaß, es war Nothwehr. Wollte man endlich der Ungarn Herr werden, so waren erst die Slaven zu vertilgen; denn diese öffneten jedes Jahr den Ungarn die Wege nach Deutschland und durch ihren Zutritt schwollen die Raubheere an, daß kein Widerstand mehr möglich. Heinrich setzte auch das karolingische Markensystem nicht mehr fort. Nach diesem war der Markgraf in einem ständigen

Gebiete angesiedelt, das er mit fast herzoglicher Gewalt ausgestattet zu wahren hatte. Heinrich's Markensystem war nicht bloß auf Vertheidigung, sondern auch auf Eroberung angelegt. Seine Legaten in den Gränzmarken waren seine Generale, welche er hierhin und dorthin sandte oder abberief, ausgezeichnete Feldherren, die Dietmars Siegfriede und Meginwards, welche in unaufhörlichen Kämpfen schrittweise vordrangen, jede Eroberung sofort durch Burgen befestigten und durch das ganze Gränzland hin, während sie es in fortwährendem Belagerungszustande hielten, eine städtische und ritterliche Bevölkerung von Deutschen ansiedelten.

Noch aber war das schwerste Werk übrig, die Besiegung der Ungarn. Dies sicher und gründlich zu vollbringen, faßte Heinrich am ersten Tage seiner Regierung als Ziel und Krone seiner Politik in's Auge. Die Ungarn kamen bald nach seiner Erwählung, dann aber unterbrachen sie sechs Jahre lang ihre Gewohnheit, Deutschland mit jedem Frühjahre heimzusuchen. Offenbar war dies der Erfolg von Heinrich's glücklichen Unterhandlungen mit ihnen. Freien Raum brauchte er erst, um die deutschen Kräfte wieder zu sammeln. Denn wie ein kluger Feldherr, der sich niemals zersplittert, that er immer nur das Nächste und Nöthigste, immer nur eines, dieses aber jedesmal mit ganzer Macht. Erst Schwaben und Bayern, — dann klare Scheidung vom karolingischen Reiche, — dann fester Ausbau der Reichsverfassung und Herstellung allgemeinen Landfriedens, — dann Wiedereroberung des linken Rheinufers. Als die Lothringer sich ihm zuletzt ergaben, und nun, nach Widukind's Bericht, alle Kriege im Innern des Reiches ruhten, ergossen sich die Ungarn wieder mit fürchterlicher Verheerung über ganz Deutschland. Wahrscheinlich hatte der König sich nicht wieder mit ihnen abfinden wollen, weil er sich nun stark genug glaubte sie zu bestehen. Allein nicht einmal eine Feldschlacht konnte er ihnen bieten, die Seinigen zerstreuten sich in wilder Angst, und Heinrich selbst lag krank darnieder. Da erkaufte er sich noch einmal Frieden auf neun Jahre mit schimpflichem Tribute, Frieden für ganz Deutschland.

Und wahrlich, diese Zeit nutzte er aus. Er rüstete, organisirte, baute Städte

und Festungen, — es war wunderbar, wie viel Angriffs- und Vertheidigungsmittel dieser eine Mann hervorrief. Dann warf er sich zermalmend auf die slavischen Gränzvölker und benahm ihnen die Lust, nochmal die Alliirten der Ungarn zu machen. Noch ehe die neun Jahre zu Ende, war er damit fertig und jetzt weigerte er den Ungarn den Tribut. Sie kamen heran mit Toben und Wüthen, — da aber standen die Festungen, vor denen sich ihre Reiterschwärme zertheilen mußten, — da zog Heinrich heran mit eisenbedeckten Heersäulen, bei deren Anblick sie entsetzt aus einander stoben. Jetzt aber wetterte er hinter ihnen her, Wochenlang ging die wilde Jagd, und soweit sich die sächsischen und thüringischen Wälder strecken, erzählten noch Jahre lang die bleichenden Gebeine zwischen den Baumästen von der Rache der Deutschen an dem häßlichen Raubgesindel.

Zum erstenmale athmete Deutschland, athmete Europa wieder frei. Erst durch den großen Sieg über die Ungarn war das deutsche Reich in seinem Bestande, seiner Ordnung und Ehre gesichert. Der König, welcher Deutschlands alte Rechnung mit den Ungarn siegreich austrug, hatte für sich und sein Haus die deutsche Krone verdient, — das Volk, an welchem sich das finstre unheilvolle Wogen brach, mit welchem der Osten die europäische Civilisation bedrohte, war vom Genius Karl's des Großen wieder geweiht. Die Krieger erkannten, wo der Szepter der Weltherrschaft sei, und begrüßten auf dem Schlachtfelde, wie Widukind erzählt, nach römischer Soldatensitte als Imperator den Ungarnbesieger.

Zuletzt dachte der große König auch einmal gründlich abzurechnen mit den Dänen. Seit lange hatten sie sich in der alten Mark Schleswig und in Holstein festgesetzt, und auch ihnen halfen die Slaven, mit Feuer und Schwert in die Elblande einzufallen. Der Ruhm freilich, welchen der Sieg über die gefürchteten Nordmannen Heinrich in ganz Europa eintrug, war größer als die Mühe. Denn sobald der deutsche König das kleine freche Räubervolk einmal ernstlich im eigenen Lande angriff, ließ es Hand ab vom

deutschen Boden, unterwarf sich der Tributpflicht, und öffnete sich dem Christenthum und der Kultur, die ihm nur von Deutschland her zukamen. König Heinrich ergriff zugleich das einzige Mittel, die dänischen Uebergriffe abzusperren, nämlich die Mark Schleswig durch angesiedeltes Kriegsvolk deutsch zu machen.

Noch ein Zug von des Königs nordischer Politik ist zu erwähnen. In England erkannte schon Heinrich das Volk, mit welchem eine möglichst enge Verbindung den Deutschen nur nützen könne. Um nicht einer einheimischen Fürstenfamilie den Vorrang und künftige Ansprüche einzuräumen, um gegen die Dänen auch eine englische Allianz benützen zu können, erbat er sich die Gemahlin für seinen Nachfolger von dem angelsächsischen Könige. Dieser hocherfreut schickte gleich zwei Prinzessinnen auf einmal nach Köln, damit man die schönste und beste auswähle. Die edle Editha wurde Otto's Gemahlin. —

Nur ein halbes Menschenalter dauerte Heinrich's Reichsvorstandschaft. In verhältnißmäßig kurzer Zeit hatte er durch eine gescheidte Politik das Reich wiedergeschaffen. Aus der Mitte seiner Feinde hatte er Deutschland herausgerissen, er that noch mehr, er stellte unser Volk fest und klar auf seinen eigenen Boden, daß es frei seinen innern Gesetzen folgen konnte. So leicht und sicher gelang es einem klugen und energischen Manne, die tüchtigen Kräfte im deutschen Volke zu einem machtvollen Reiche zu vereinigen. Der Erfolg war Frieden und Gedeihen unter Stämmen, welche vorher auf das feindseligste mit einander haderten, der Erfolg war Macht und Sieg über alle äußeren Feinde. Dem geeinigten Deutschland konnte die Weltherrschaft nicht ausbleiben.

Neunhundert zwanzig Jahre sind es jetzt, seit Heinrich I. starb. Welche ungeheure Zeit voll Kämpfe und Großthaten, voll Leiden und Schicksale unseres Volkes! Wahrlich, in diesem Volke steckt eine mächtige unverwüstliche

Lebenskraft, daß es sich immer wieder zu neuer Macht und Ordnung erhob, um wieder ein Stück von der großen Arbeit zu vollbringen, die ihm in der Kulturgeschichte der Völker zugefallen. Mehr als siebenhundert Jahre hat Heinrichs Werk gedauert, erst in den unseligen Zeiten des dreißigjährigen Krieges wurde das deutsche Reich bis auf den Grund erschüttert. Da schienen alle guten Sterne über unserm Volke unterzugehen, — nur einer stieg mit um so glänzenderem Lichte empor, — es war die deutsche Wissenschaft. Aus ihr, aus diesem unbezwinglichen Drange nach Wahrheit, welchen Gott in das Herz des deutschen Volkes eingepflanzt hat, schöpfte es neue Stärke, um sich wieder zu sammeln und die schweren Wolken zu zerstreuen, mit welchen in den letzten beiden Jahrhunderten fremde Politik, falsche Staatskunst und innerer Hader uns beluden.

Der erhabene Protektor dieser Akademie aber, der Schirmherr und ächte Freund deutscher Wissenschaft, welche jetzt wie ein erfrischender und befruchtender Strom in das gesammte Völkerleben hinein rauscht, — der Fürst, welcher mit hochherzigem Sinne an der sittlichen Kräftigung unseres Volkes, an der Einigung seiner geistigen und materiellen Interessen arbeitet, — Er mag mit stillem Hochgefühl über die lange Reihe edler deutscher Fürsten und Könige bis auf Heinrich I. zurückblicken. Schon richtet die Geschichte ihm ein Denkmal auf, dessen Ehren um so herrlicher strahlen werden, je voller die Früchte seines königlichen Thuns reifen.